



Qualitäten, Quantitäten

Wider das kleine Karo der Dienstordnungen

Äpfel, Birnen und das Schabbesgebot

Äpfel und Birnen zusammenzählen. Ohne diese geniale, aber qualitative Unterschiede ausblendende Operation geht Geldwirtschaft nicht. Sie entkleidet Dinge verschiedenster Art ihrer Gestalt, ihrer Farbe und ihres Geruchs, ihrer Einmaligkeit und Sinnlichkeit, überhaupt ihrer Individualität und entblößt sie auf eine nackte Zahl, ihren Tauschwert. Sie ersetzt Qualitäten durch Quantität, postuliert gnadenlos Tauschbarkeit statt Einmaligkeit, um alles zur käuflichen Ware zu machen, auch die menschliche Arbeit. So, alles mit allem vergleichbar machend und dabei die Vielfalt der Eigenschaften auf die eine des Marktwerts reduzierend, meint die Geldwirtschaft, Wirklichkeit treffend zu beschreiben und so etwas wie eine relative Gerechtigkeit herzustellen, die eines Marktes, zu dem prinzipiell alles getragen und feilgeboten werden kann. Sie schafft damit Voraussetzungen etwa für den so dummen wie verdummenden Fetischbegriff des Bruttoinlandsprodukts, der, im Wachstumsrausch blind, Umweltgift und Umweltbildung (als „Dienstleistung“), Friedensliteratur und Kriegsspielzeug zu einem geblähten Abstractum aufaddiert, das nicht in der Lage ist, über die Lebensqualität und die Arbeit der Menschen oder gar die Gerechtigkeit in einem Land irgend etwas auszusagen¹

¹ Auf diesen Widersinn hat Erhard Eppler schon 1974 hingewiesen: E. E., Ende oder Wende. Von der Machbarkeit des Notwendigen, Stuttgart 1974, vor allem S. 46-55.

und diese Größen vernachlässigt, weil Umsatzsummen wichtiger seien. Indem sie auch menschliche Kraft, Charismen (zur „Kompetenz“ banalisiert), Mühe, Kreativität, Lebenszeit und Arbeit als Ware behandelt, bringt diese Denkart den Kapitalismus hervor.² Dieser „zielte stets darauf ab, den Menschen zum austauschbaren Gut zu machen sowie die Grenzen zwischen der Welt der Menschen und und der Welt der Dinge auszuradieren. [...] Im Zeitalter des Neoliberalismus aber brechen diese Dämme einer nach dem anderen.“³

Pfarrerinnen und Pfarrer, evangelische zumal, leben mit ihrer Arbeit, verglichen mit den Vielen in unseren Gemeinden, die den Gesetzen von Geldwirtschaft und abhängiger Lohnarbeit schonungslos ausgeliefert sind, in einer Art von Nische, ähnlich wie manche Künstler. Unsere Gemeinden schätzen es, ja unsere Gottesdienste und Kasualien leben zu einem wesentlichen Teil davon, dass wir auf der Kanzel keine austauschbare Manufaktur- oder Fabrikware von der Stange abliefern, sondern persönlich verantwortetes, authentisches Handwerk (– schätze niemand diesen Begriff gering).

² Sonst schafft das für unsere Arbeit nur der Dialekt gewisser Regionen Mittelfrankens: „Schee hommsas gmacht, Herr Bfarrä, Ihr Woar ...“

³ Achille Mbembe, Die neue Apartheid. Über den Neoliberalismus und seine „Neger“. Dankesrede für den Geschwister-Scholl-Preis. Zitiert nach der Übersetzung aus dem Französischen von Solveig Rose, Süddeutsche Zeitung Nr. 277 vom 1.12.2015.

Inhalt

■ Artikel	
Hans Schlumberger, Qualitäten, Quantitäten	1
ASTA-AHS, Examensschnitt 2,3 – durchgefallen!	6
Jessica Tontsch, VBV-Umfrage zum Thema Ausbildung	8
Martin Schlenk, Die Crux mit dem Timetable	9
Friedrich Eras, Kleines pastorales Vademecum	10
Dr. Wolfgang Stegemann, Liebe Leserin, lieber Leser	13
■ Bücher	
Dr. Johannes Friedrich, RPZ-Heilsbronn, Woran sich die Seele freut	12
■ Hinweise	
Einladung zum Tag der Ruheständler und Pfarrwitwen	5
Wahl Team Pfarrfrauenarbeit	13
■ Bericht	
Eintritte und Austritte	14
■ Ankündigungen	15

Gelegentlich haben Kleriker versucht, mit denen, die unter unfreieren Bedingungen ihren Lebensunterhalt erarbeiten, solidarischer zu leben. Nicht nur politisch schlugen sie sich auf die Seite der Ärmere. Sie nahmen an deren Art des Broterwerbs durch Lohnarbeit teil, etwa in der Lebensform der Arbeiterpriester. Bisher sind solche Versuche geschichtlich kaum wirkmächtig geworden, eher schon die zeichenhaft radikale Verweigerung der Teilhabe am Privatbesitz unter Ordensleuten.

Merkwürdig viele Kolleginnen und Kollegen setzen in diesen Monaten verwegene Hoffnungen auf die Vereinbarung und den Erlass von Dienstordnungen, die einem Leitbild jener Epoche folgen, der die Massenproduktion in der Fabrik als Inbegriff des Fortschrittes galt, und so Äpfel und Birnen, Abendmahlsgottesdienste und Zuschussverhandlungen, Krankenbesuche und zähneknirschend übernommene Hausmeisterdienste „erfassen“, „auflisten“, als Zahlenkolonnen darstellen und zu einem Zahlenwert zusammenschließen, der als durchschnittliche Jahres- oder Wochenstundenzahl unsere „Produkte“ wie unsere Arbeiten zur austauschbaren Ware erklären und mit der gelebten Pfarrhauswirklichkeit und der dort geleisteten Arbeit nicht viel zu tun haben wird.⁴ Entlastung erhofft

4 Übersehen wird dabei, dass der ständige Wechsel der Tätigkeiten im Gemeindepfarramt oft strapazieren kann, dass aber andererseits *variatio delectat*, weil wir starke Belastungen durch die eine Arbeitsform bei anderen Arbeiten ein wenig kompensieren können. Die einfältig binäre Logik (Dienst/„Freizeit“), die Dienstordnungen in der Regel zugrundeliegen, fährt wie ein Kahlschlag über die vielfarbigen Landschaften unserer Arbeitswochen und wird bunte Lebensfarben aufs binäre Schwarzweiß reduzieren, als hätte es nie so etwas gegeben wie den klugen Leitbegriff der Konvivenz. Was ist das Weiterplaudern nach dem Taufgespräch, was sind die Begegnungen und Gespräche beim Tränenbrot nach der Bestattung, was ist die schlichte leibliche Präsenz, die Ansprechbarkeit zwischen Gartenarbeit und dem Gespräch über den Zaun, das zum Reich Gottes vielleicht mehr beiträgt als manche unserer „dienstlichen“ Bemühungen, was die Lektüre eines interessanten Buches, das, eher zufällig, auch die theologische Leidenschaft bedient? Dienst? Privatvergnügen? „Freizeit“? Arbeit? Bei dem Nazarener immerhin war es wesentlicher Teil seiner Sendung ins zeichenhafte Leben, gut orientalisches stundenlang mit vormals Fremden zu Tisch zu liegen und das zu tun, was ihm den Ruf eines Fressers und Weinsäufers (Mt 11,19 par Lk 7,34) einbrachte. Das vielleicht subversivste und darin klügste und vermutlich wirksamste Medium der Mission, des Wachstums also des

man sich offenbar davon, Begrenzbarkeit. Erleichterung also für die Mühe, zwischen bezahlter Arbeit, unbezahlter Arbeit (– der oft übersehene dritte Sektor: Haushalt, Familie, Ehrenamt) und Muße getrösteten Gewissens einen akzeptablen Trennungstrich hinzukriegen und damit respektiert zu werden, jedenfalls keinen Sympathieverlust zu erfahren.

Legitimation also. Für Feierabend und Feiertag: für das, was seit dreitausend Jahren durch das Sabbatgebot nicht etwa bloß legitimiert, sondern als Bundesbestimmung des Volkes Israel kategorisch geboten ist und durch uns öffentlich zu verkünden und zu vertreten. Geschehen soll das ausgerechnet mit Hilfe eines Rezepts, das Jesus gelegentlich scharf kritisiert oder der Lächerlichkeit preisgegeben hat: Statt ein wortkarges und klares biblisches Gebot schlicht zu beachten, wird es von hundert papiernen Bestimmungen und Vereinbarungen, die es einmal schützen sollten, bis zu Unkenntlichkeit und Paradoxie überwuchert.

Tatsächlich kann es leicht passieren, dass wir dadurch verstärkt zu Dienstmägden und Knechten dessen werden, was uns vermeintlich freier macht: Eines Tages wird nicht mehr die Dienstordnung für die Pfarrerin da sein, sondern die Pfarrerin für die Dienstordnung.⁵

Reiches Gottes, ist die unaufdringliche Präsenz unter den Menschen, das Zusammenleben und Miteinanderteilen im Gefälle der Inkarnation des Wortes in Leiber, die fähig sind zum Teilen, zu Kommunion und Kommunikation, zu Worten, Schweigen, Zeichen, Lachen, Bekennen, Leiden, Feiern, Tränen, Essen und Trinken.

Wir sollten nicht eifrig bemüht ihren Dialekt sprechen. Wir sollen ihre Sprache hören, ihr oft hartes Brot essen, ihren Schmerz teilen, ihre Leidenschaften spüren, ihre Feste mitfeiern, so gut wir können, ohne uns anzubiedern. Das geht nur in verantwortlich dosierter Konvivenz, nicht in kleinlich überstrukturierterem Stoppuhrdenken.

Nun bin natürlich auch ich Kind unserer ins Private vernarrten Zeit und fliehe gelegentlich vor unerledigten Pflichten, unausgesprochenen Dauerappellen an meinen Dienstleister und unsichtbarer sozialer Kontrolle in die Anonymität der Großstadt oder die anderen Zeitqualitäten eines Urlaubs. Nur: Welche Sprache spricht, welche Botschaft vermittelt es, wenn ein abgrenzungspanischer Kollege grundsätzlich jeden freien Tag, fast jede freie Stunde außerhalb seiner Gemeinde verbringt? Und wie viele Farben nimmt er seinem Leben damit weg?

5 Vgl. Mk 2,27.

Das scheint mir so sicher zu sein wie das Amen in der Kirche.

Stile der Verweigerung: Ichbotschaften oder Versteckspiele hinter dem Objektiven

Wer seine Grenzen achten und kenntlich machen will, dem bietet unsere Sprache eine bunte Palette von Stilen der Verweigerung an. „Ich hab keine Zeit“ sagt sich leichter als „ich hab keine Lust“. Anhand von Hilfsverba in einer Skala zwischen objektivierender und subjektiver Rede geordnet, sieht die Palette etwa so aus:

Ich darf nicht. (0:5).

Ich kann nicht. (1:4).

Ich soll nicht. (2:3).

Ich muss nicht. (3:2)

Ich will nicht. (4:1).

Ich mag nicht. (5:0).

Sichtbar, hörbar, spürbar ist dabei, je nachdem, mehr eine Person mit Atem und Herzschlag oder mehr eine bürokratische Struktur mit den ihr eigenen apersonalen Zwängen und Ausdrucksweisen. Möglicherweise auch nur noch das sich versteckende Rückzugs- und Distanzbedürfnis eines Amtsträgers, bei dem die Leute immer mehr von seiner Berührungsangst mit ihrem Leben spüren und immer weniger von Sympathie (oder auch mal Antipathie) und lebendiger Neugier: ein Krisenzeichen, subjektiv wie objektiv.

Entweder man geht das Risiko der persönlicheren Kommunikation ein – Anerkennung wie Enttäuschung, Lob wie Tadel, Zufriedenheit wie Frust werden dann eher auf eine Person gerichtet, die, zusammen mit anderen, in der Region das kirchliche Amt repräsentiert. (Freilich – diese Person wird, weil sie einem auch die Grenzen ihrer Möglichkeiten personaliter zumutet, als authentisch erlebt, also als glaubhaft.) Oder man zieht dem das Risiko der objektivierenden Kommunikation vor: Man wird uns, mitten in einer Zeit, in der Institutionen in Misskredit geraten sind und man sich gerade für Seelsorge und öffentliche Verkündigung nach halbwegs authentisch inkarnierten Menschen sehnt⁶, eher als gesichtslos und verantwortungsscheu wahrnehmen, als Funktionäre eines bürokratischen Systems.⁷

6 Vgl. das meist recht originell und liebenswürdig dargestellte kirchliche Personal in vielen Fernsehserien.

7 In Michael Endes Roman „Momo“ (1974)

Ich bin froh, in einem Organismus zu arbeiten, der im Gefolge einer großen und erstaunlichen Bewegung entstanden ist, durch Inkarnation des Worts in das Fleisch und Blut, den Atem, die Stimme und den Herzschlag, in die Begrenztheiten, die Fehlbarkeiten und die Begabungen, in die Risiko-, Konflikt- und Verantwortungsbereitschaft, die Angreifbarkeit und Verletzlichkeit zuerst eines, dann vieler Menschen – geistbewegt in Fleisch und Blut.

Verantwortung heißt: Ich bin bereit, Red' und Antwort zu stehen. Leibhaftig. Persönlich. Wenn ich gefragt werde. Auch nach meinen Pflichten und den Reserven und Grenzen meiner Zeit und meiner Kraft. Solche Fragen werden im Milieu meines Berufs eher verdeckt gestellt als offen. Da bekommt man manchmal das genervte Gefühl, wir mit unserer Plackerei seien den Leuten egal. Verantwortung. Antwort. Das kann nicht heißen, ungefragt anderen Menschen Studententabellen oder Normwerte vorzubeten – und sei es im Kirchenvorstand. Dies würde manche gewiss tief beeindrucken. Und sie an der persönlichen Verantwortungsfähigkeit des Vorbeters ebenso zweifeln lassen wie an seiner Bereitschaft, selbst ja oder nein zu sagen, selbst ein Muh oder ein Mäh über die Lippen zu bringen.⁸

Würdelos wäre das, ein Versteckspiel, vor allem eine peinliche Haltung verdreckter Selbstapologetik und Selbstbehauptung. Auf der Angst vor Selbstverlust ruht keine Verheißung, jedenfalls keine erfreuliche.⁹ Entweder ich bin als Christenmensch ein freier Herr und dienstbarer Knecht aller Menschen, niemandem untertan und allen zur Rechenschaft bereit, oder ich unterwerfe mich und berechtige wie unberechtigte Fragen der Anderen nach meiner Arbeit dem kleinteiligen Karo institutioneller Definitions- und Kontrollmacht und eigener Verteidigungswünsche.

Nur:

Was ist schon alles passiert, wenn ein Pfarrer so etwas für nötig hält oder auch nur erwägt, was also zeigt sich da an

legitimieren sich die Farbe und Freiheit raubenden Grauen Herren bezeichnenderweise als Zeitsparer.

⁸ Dass verzagte Leiber keine fröhlichen Geräusche hervorzubringen vermögen, hat drastischer Martin Luther festgestellt.

⁹ Vgl. Mt 16,25 par.

Krise, an falscher Belastung,¹⁰ an Ichschwächung und zerstörtem Vertrauen?

Pfarrerinnen und Pfarrer: Stundenlohnempfänger? Selbständige Handwerker- rinnen? Alimentierte?

Zuerst für Industriearbeiter, später auch für Angestellte und unselbständige Handwerker waren feste Wochenarbeitszeiten ein Ergebnis generationenlanger harter Kämpfe um Recht und Würde ihrer Arbeit. Auch die Beamten profitieren bei den Anpassungen ihrer

¹⁰ Das Wort Überlastung nähert sich dem Phänomen summarisch an, rein quantitativ und damit nach Art der Geldwirtschaft (siehe den ersten Teil dieses Beitrags) pauschal und Qualitäten zu Quantitäten umdefinierend und also negierend – von dem herablassend-demütigenden Unterton dieses oft ein wenig vergifteten Entlastungsversuchs ganz zu schweigen. Ähnlich tun es andere im Schwange stehenden Begriffe, so die verbreitete Tankstellen- und Batterienmetaphorik, die die Auffüllung von Tanks oder Akkus mit irgendwelchen Quantitäten als Heilmittel oder gar als Bild spiritueller Erfahrung anpreisen – für Menschen (!), die bei näherem Hinschauen oft gar nicht leer sind, sondern übervoll an Überdross, Wut oder gesundem Zorn und bei Gott und den Menschen standfeste Gegenüber und in Psalm und Klage füllige Sprachgefäße zum Ablassen und Auskotzen brauchen. Nach meiner Beobachtung geht es unter Pfarrerinnen und Pfarrern oft um solche Stau- und Überdruckphänomene (bis in die ausdrucks mächtige Leibhaftigkeit von Magen, Darm, Herz, Hirn und Arterien) und noch öfter um nur qualitativ zu beschreibende, dem Denken in Quantitäten gar nicht zugängliche Fehlforderungen, zum Beispiel durch Büroarbeit anstelle von mehr Zeit für Seelsorgebesuche oder durch Religionsunterricht statt des stillen Brütens über einem Psalm. Quantifizierende Modebegriffe wie Auszeit (ein Wort, das einen Workaholic oder einen Depressiven nur in den nackten horror vacui versetzen kann) und burn out, auch und vor allem dann, wenn sie ohne qualitativ differenzierende Bestimmung nach Einzelbegabungen (oder meinestwegen nach „Handlungsfeldern“ – nur entspricht letztere Systematik mehr institutionellen Interessen wie der Überschaubarkeit kategorialer Schubladen, der Reduktion der realen Komplexität kirchlichen Dienstes oder der „künftigen Verwendung“ als dem charismatischen Profil des Menschen, um den es geht) summarisch verwendet werden, auch das meist mehr demütigende als befreiende Wort „Überforderung“ sowie die mir stets etwas naiv erscheinende Zuversicht, man könne die Abgrenzung von Teilzeitstellen primär summarisch-quantitativ bestimmen, verwischen Lebens- und Leidenswirklichkeiten pauschalierend, statt sie qualitativ zu beschreiben.

Besoldung ans allgemeine Gehaltsniveau von dem, was die Gewerkschaften und Parteien der Arbeiterbewegung und nicht sie selbst erkämpft haben. Sie freilich bezogen von Anfang an und beziehen auch heute keinen Zeitlohn. Sie werden alimentiert.¹¹

Das Prinzip der Alimentation sagt: Damit ich mich nicht korrumpieren lasse¹² und damit ich und die, die ich zu unterhalten habe, trotzdem sorgenfrei leben können, hält mein Dienstgeber mir durch Gehalt, Dienstwohnung, Beihilfe, Ruhegehalt usw. materiell verlässlich den Rücken frei. Dafür stelle ich meine Charismen, meine Kraft und meine Mühe zur Verfügung, bis meine Arbeit getan ist. Ich werde nicht gelohnt für Zeiteinheiten oder, nach Art des Stücklohns, für Einzelleistungen. Ich stehe im Sold, erhalte also für meine Präsenz und Verantwortung ein existenzsicherndes Fixum.

Das klingt beim ersten Hören archaisch, für Viele anachronistisch. Schauen sie genauer hin, so sehen überraschend viele Kolleginnen und Kollegen, übrigens auch einige, die wie ich in Teilzeit arbeiten, ihre Lebens- und Arbeitsverhältnisse im Alimentationsprinzip recht treffend beschrieben.

¹¹ Zur aktuellen theologisch-kritischen Würdigung des Alimentationsprinzips für Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. die Thesen der Bayerischen Pfarrbruderschaft zur Pfarrbesoldung und ihre Erklärung zum Thema Lohn und Gehalt in der Kirche, veröffentlicht auf ihrer website www.pfarrbruderschaft.de.

¹² Gewähr einer materiell unabhängigen Existenz als Schutz vor Bestechlichkeit. Fremd mag das heute klingen, ein wenig neugotisch. Im triumphierenden Marktkapitalismus wird es brandaktuell, wenn man für Korruptierbarkeit und Bestechlichkeit die nicht weniger korrupte Bereitschaft einsetzt, aufgrund gewisser Bequemlichkeiten die biblisch und gewissenhaft geklärte Verkündigung in Gesetz und Evangelium durch problematische Schonungen, durch Stillhalten, schiefe Kompromisse, „positives“ Reden oder durch Rücksichten zu trüben. Natürlich ist unsere relativ großzügige, zu einer unabhängigeren Existenz beitragende Alimentation nur möglich durch die Kirchensteuer. Sie verpflichtet zu gewissenhafter Unbestechlichkeit, heute m. E. primär in der öffentlichen Verkündigung zu öffentlichen Fragen. Pointierter ausgedrückt: Die Vergütung religiöser Einzeldienstleistungen nach Stundenlohn wird eher einseitig die priesterliche Dimension unseres Dienstes wachhalten, die Alimentation, die einer theologischen Existenz den Rücken und gewisse Spielräume frei hält, neben jener auch die prophetische.

Das Problem scheint darin zu liegen, dass nicht mehr klar bestimmt ist, was das denn sei, unsere Verantwortung, unsere Pflicht. Früher haben Herkommen, staatliche Obrigkeit und Comment, stets aber auch die Innenleitung durch ein pastorales Gewissen konturiert, was Pfarrerspflcht war: Predigtvorbereitung, viel mehr Besuche als heute, vor allem bei Armen und bei Gehbehinderten und Kranken, denen der wöchentliche Besuch des Pfarrers das Mitfeiern des Gottesdiensts ersetzte. Gottesdienste, Kasualien. Letztere fast ohne individuelle Vorbereitung oder ausführliches Gespräch. Unterricht unter Schülern, Präparanden, Konfirmanden und in der Christenlehre, dazu die leidige geistliche Schulaufsicht. Bibellese und persönliches Gebet, theologische Studien. Verwaltung relativ wenig – hauptsächlich, um das oft aus Dutzenden von Gefällen und Nutznießungen zusammengesetzte Stelleneinkommen sicherzustellen, das auf dem Land zu wesentlichen Teilen in bäuerlicher Arbeit selbst erwirtschaftet wurde. An administrativem Schrift- und Mailwechsel fiel in Eingang und Ausgang in einem Jahr weniger an als heute an zwei Tagen. Gruppen und Kreise – Fehlanzeige, sie waren bis 1848 polizeilich verboten und der Pfarrer Büttel dieses Verbots.

Mit der Verkirchlichung der freien Werke von Mission und Diakonie und vieler ursprünglich freier Vereine zu gemeindlichen Gruppen und Kreisen (verdichtet um das Jahr 1934 zur Abwendung drohender Gleichschaltung), mit der Dynamisierung des Bau- und Finanzwesens und der wachsenden Neigung zentraler kirchlicher Dienststellen, Kirchengemeinden und Pfarrämter als ihre örtlichen Agenturen zu betrachten, rollten breite Schübe neuer Arbeit, Tonnen beschriebenen und bedruckten Papiers und Milliarden von Bytes auf die Gemeindepfarrer, ihre verstopfenden Hirnwindungen und ihre materiellen oder elektronischen Abfallkörbe zu.

Zuerst von obrigkeitlicher Aufsicht, später mehr und mehr auch von autoritären Führungsstilen befreit und dafür der dezentralen Abstimmung mit dem Kirchenvorstand und, wo es sie gab, Kolleginnen und Kollegen aus anderen Berufsgruppen und auf weiteren Pfarrstellen in Gemeinde und Nachbarschaft überlassen, setzten Pfarrerinnen und Pfarrer die Schwerpunkte und Grenzen ihrer Arbeit schubweise seit etwa 1918

in immer persönlicherer Verantwortung. Das funktioniert leidlich gut, fordert aber allen Beteiligten und gelegentlich auch von denen, die Dienstaufsicht üben, die Mühe fast ständigen Ausbalancierens, Verhandeln und Verantwortens ab.

In vielen Regionen unserer Landeskirche fällt auf, dass, vor allem in Nachbarschaft und überschaubar zugeschnittener Arbeitsregion, in Absprache und bodennaher Selbstorganisation funktionierende und breit akzeptierte Netze kollegialer Koordination und wechselseitiger Entlastung gewachsen sind, die allerhand organisatorischen Bemühungen „von oben“ den Wind aus den Segeln nehmen, weil sie deren Entbehrlichkeit, zumindest deren subsidiären Charakter erweisen – mit dem subversiven Charme der sich selbst organisierenden Basis, ohne die unsere Kirche nicht funktionieren würde und die zur Zeit kaum gesehen und noch weniger geschätzt wird.

Wichtig für die gegenwärtige Debatte erscheint mir, dass die Mühen und Konflikte des Aushandelns, der eigenen Schwerpunktsetzung und des persönlichen Verantwortens Früchte, Kosten, in mancher Hinsicht aber auch Gestalt einer Freiheit sind, der Befreiung des Gemeindepfarramts aus dichtmaschiger obrigkeitlicher Regulierung, die mit der bayerischen Novemberrevolution von 1918 längst noch nicht erledigt ist. Wer das ignoriert, riskiert, mit dem Bilde das Kind auszuschütten und mit der Arbeit und dem Konfliktpotential personaliter verantworteter persönlicher Entscheidungen auch wesentliche Elemente der Freiheit eines Menschen preiszugeben, der in Wort, Tat und Existenzweise Befreiung, Gewissenhaftigkeit und Verantwortung, Versöhnung und einen der freien Einsicht folgenden und durch sie begrenzten Gehorsam verkündet, der mehr Gott gilt als den Menschen.

Verantwortungsbereite Persönlichkeiten, die planen und strukturieren können, kommen mit den Freiheiten und Mühen eines weithin selbst strukturierten und verantworteten Dienstes relativ gut klar. Wer unter ihnen kreativ, initiativ oder sehr gewissenhaft arbeitet, setzt sich dabei leicht den Risiken ständiger Selbstüberforderung aus. Freilich: kreativ, initiativ, sehr gewissenhaft – selten alle drei, öfter zwei, mindestens aber eines dieser drei Adjek-

tiva oder Adverbia treffen nach meiner Beobachtung auf jede und jeden von uns in hohem Maße zu.

In jedem Beruf sind die Zufriedeneren die, die das Ganze und als Ganzes Sinnhafte der Arbeit sehen, ihren Teil daran aus möglichst freien Stücken, nach Möglichkeit in kollegialer Absprache, stets aber selbst bestimmen und verantworten und ihn dann tun, bis er getan ist oder in vertretbarer Fragmentarität stehenbleibt. Gar zu viel auf die Uhr zu schauen, stört dabei. Selbständige, Handwerksmeisterinnen, Familienfrauen pflegen ungefähr so zu arbeiten.

Meiner Frau und mir fallen oft schon in den Septemberwochen in neu übernommenen ländlichen Schulklassen einige Kinder auf, die man nicht zur Arbeit tragen („motivieren“) muss wie den Hund zum Jagen. Sie sehen die Arbeit selbst, gehen sie aus eigenem Antrieb an und hören auf, wenn sie getan ist – ob vor oder nach dem Gong, ist ihnen nicht so wichtig. Auffallend häufig entstammen sie Handwerker- oder bäuerlichen Familien. Stundenraster stören sie nur bei ihrem lustvollen, oft kreativen Tun. Ließe man sie nach ihrem Maß arbeiten – sie brächten den getakteten Betrieb durcheinander, so wie sie sich überhaupt mancher pädagogischen Bemühung entziehen und leicht als anstrengend gelten, weil sie erfreulich innengeleitet arbeiten und in ihnen Autonomie wächst und Selbstverantwortung reift. Sie bringen Beachtliches zustande und haben Lust daran.

Das birgt für eine demokratische Gesellschaft größte Vorteile in sich, entspricht fast idealtypisch den Zielen einer evangelischen Persönlichkeitsbildung, strengt, wie jede reifende Selbständigkeit, an und erzeugt statt arbeitsrhythmischen Gleichschritts eigenwillige Idiorhythmiker. Pfarrerinnen und Pfarrer stehen mit ihren Aufgaben und hoffentlich mit ihrer Einstellung diesen dem Betrieb nicht ganz angepassten Kindern näher als jenen, die durch Studentakte, Versauerung der Pflichten und den Ersatz lebendiger Neugier und wacher Innenleitung durch allerlei Motivationsgehampel zu lustlos subalternen Zeitarbeitern erniedrigt worden sind, die man dann in ständiger Anstrengung durch Leitbildsprüchlein (die Fleißbildchen von heute?), Belohnungen, grandios paternalistische Betüttelungsworte („wohlbehalten“), Kampagnen und ähnliche

Surrogate für ein eigenes, aus Glauben und gesundem Eigen-Sinn sich stetig erneuerndes Wollen bei Laune halten muss.

Ohne ein gerütteltes Maß an Innenleitung überlebt, wer als Pfarrerin oder Pfarrer in einer Gemeinde arbeitet, als integrale Persönlichkeit kaum die erste Arbeitswoche. Wir mit unserem archaischen Beruf gehören eher zu den Handwerkern, Familienfrauen, Künstlern, Selbständigen und Landwirtskindern. Gewiss nicht zu denen, die nach Stunden entlohnt werden.

Wer Stunden zählt, lockt Erbsenzähler auf den Plan. Die Geister, die ich rief.

Auf vielen Papieren und Festplatten sollen also künftig ungezählte Details über quantitativ beschriebene Belastbarkeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern stehen, so pingelig wie wirklichkeitsfremd.

Aber jederzeit verwendbar. Papier ist geduldig. Daten können interessenbestimmt eingesetzt werden. Wir, die aktiven Pfarrerinnen und Pfarrer unserer Landeskirche, werden weniger. Schneller als die Gemeindeglieder und schneller als die Stellen weniger werden. Kurzfristig werden die Vakanzen mehr werden, damit auch die zeitlichen Belastungen der im pastoralen Dienst Verbleibenden. Mittelfristig wird man

versuchen, das durch größere Sprengelzuschnitte und Zusammenlegungen in den Griff zu bekommen.

Einige Dinge lassen sich delegieren. Aber der Dreieinige muss weiter verherrlicht, sein Mahl festlich gefeiert, die öffentliche Fürbitte will weiter wach und zeitgenössisch gebetet, Täuflinge müssen getauft, Paare getraut, Tote würdig bestattet werden. Manches wird gar nicht gehen ohne die Umverteilung der gleichen oder der nur wenig geminderten Last auf weniger Schultern. Mit subalternen Zeitarbeitern wird das leichter gehen, glatt und freudlos. Mit dem Mut zum selbständigen Blick auf die Arbeit, die nun einmal getan werden muss, und zum nüchternen Blick auf die Endlichkeit von Kraft, Lebens- und Arbeitszeit, mit dem Risiko, sich selbst persönlich zu verantworten, kaum weniger effizient, ein wenig anstrengender, dafür aufrechter und aufrichtiger.

Wo die Enge, hier die Engmaschigkeit von Dienstbeschreibungen, regiert, wird es unter solchen Umständen noch enger werden. Wenn die Pflichten vieler Pfarrerinnen und Pfarrer dicht erfasst sind, liegt es nahe, Schrauben fester anzuziehen. Ein Mausclick langt. Befreundete Kollegen aus Kantonalkirchen der alemannischen Schweiz haben mir erzählt, wie ihnen Mitglieder der Chillepfläg (des Presbyteriums) detailversessen, kontrollwütig und mit wenig Rücksicht auf ihre persönliche Gestal-

tungsfreiheit und Verantwortungsbereitschaft mit Viertelstundenrastern in die Details ihres Dienstes hineinregieren und unangemessene Arbeitgeberallüren entwickeln. Kirchliche Konflikte dort erhitzen sich in diesen Jahren oft ins Unerträgliche. Dienststörungen, auf die sich die Quälgeister gern berufen, heißen dort übrigens in erfrischender Klarheit „Pflichtenheft“.

Den spezifischen Notwendigkeiten der Region oder des Orts angemessene, kollegial, also dezentral und horizontal (und damit im besten Sinn „subversiv“) ausgehandelte Vereinbarungen in allen Ehren. Davon können wir kaum genug haben. An vielen Orten fehlen sie noch. Wer aber einen wesentlichen Teil seiner Bereitschaft zur personalen Verantwortung an ein Stück Papier delegiert und dem Text darauf damit eine gewisse Autorität verleiht, sollte sich nicht wundern, wenn dieses Stück Papier sich eines Tages gegen sie oder ihn selbst richtet. Nicht gegen Trägheit oder Faulheit, sondern gegen Gestaltungslust, Personalität und notwendige Schlupfwinkel der Freiheit in einem der vielfältigsten, freiesten und (also?) schwierigsten Berufe – um Machtgehabbe und Kontrollgelüst zu bedienen.

Herr, schmeiß Rückgrat vom Himmel.

*Hans Schlumberger,
Weißenbronn und Wiss. Mitarbeiter
des Synagogengedenkbands Bayern*